

E Wintertag im Oberland

Autor(en): **Howald, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633331>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

man an, daß dem Glauben auch ein Wunsch: das Verlangen nach Taten, nach großen, kühnen Ereignissen, zu grunde liege. Ziemlich erregt warf Inäbnit ein, daß das ja der komplette Wahnsinn sei. Aber diese Behauptung erregte vielfachen Widerspruch. Der Krieg an sich habe doch wohl auch eine Aufgabe und sei eine Notwendigkeit. Aber Inäbnit wollte davon nichts wissen. Im alten Machtstaat des Altertums und des Mittelalters, ja noch im Polizeistaat der neueren Zeit sei der Krieg vernünftig gewesen, weil er dem Staatszweck entsprochen habe. Das Gedeihen des eigenen Staates, so habe man damals geglaubt, hänge davon ab, daß es dem Nachbarstaat möglichst schlecht gehe, daß er möglichst schwach sei. Beim modernen Wohlfahrtsstaat aber sei gerade das Gegenteil der Fall. Die Entwicklung des Industrialismus, mit seinem Aufschwung des Verkehrswesen habe in wirtschaftlicher Beziehung die Landesgrenzen gesprengt, heute hänge das Gedeihen und Blühen des eigenen Staates so gut wie vollständig davon ab, daß es auch den Nachbarstaaten möglichst gut gehe, daß sie möglichst kaufkräftig seien. So vernünftig an sich die Feindschaft unter den Machtstaaten gewesen sei, so wahnsinnig sei ein Krieg unter Wohlfahrtsstaaten. Wenn diese Katastrophe über Europa ausbrechen sollte, so liege das Ungeheuerliche und Verbrecherische, das in der Weltgeschichte seines Gleichen nicht habe, darin, daß es sich um ein Gemekel zwischen Wohlfahrtsstaaten handle, in einer Epoche der Kulturentwicklung, die bisher von keinem Volk und keinem Erdteil erreicht worden sei. Diese Behauptungen waren der Gesellschaft zu allgemein und das Gespräch wandte sich wieder den Einzelheiten und den in die Krise verwickelten Nationen zu. Christians Interesse an dem Gespräch erlahmte, er kam mit dem Flieger überein, daß sie morgen Abend einen Aufstieg machen wollten und dann verabschiedete er sich.

Aber Christian konnte lange nicht einschlafen. Die unzusammenhängenden Gedanken jagten durch sein Hirn. Bald ging er mit Katarina am Waldbrand, und er sagte zu ihr: „Katarina, wir könnten uns eigentlich Du sagen. — Und was meinst Du, könnten wir beide nicht zusammen leben? Wir rücken so allgemach der Schattenseite des Lebens entgegen. Wie traulich und behaglich ließe sich zusammen haufen! Es könnte sehr nett werden. Ein Bißchen lieb hast Du mich ja, und ich dich auch.“ — Warum hatte er ihr das nicht gesagt? Ganz plötzlich hatte ihn eine beslem-

mende Angst übernommen. Gott, er war doch sonst nichts weniger als scheu, Frauen gegenüber. Nur bei Katarina wurde er sofort verzagt, so bald nur um ein Geringes die Grenzen überschritten wurden, die die Menschen in der Regel trennen. Gleich darauf fiel ihm ein, daß er morgen Abend fliegen würde, es war also eine Möglichkeit vorhanden, daß er morgen um diese Zeit mit zer Schlagenen Gliedern in einem Spital läge, oder gar nur ein Kohlenhäufchen war. Er schätzte sein Leben nicht sehr hoch ein, aber es war immerhin denkbar, daß es gerade jetzt recht interessant und lebenswert geworden wäre, weniger wegen Katarina, he, da war überhaupt noch nichts sicher. Das wollte er sich noch sehr überlegen; aber wenn jetzt der Weltkrieg ausbrach, dann — dann kam eine große Zeit. Das war ja das Erbärmliche, es geschah nichts Großes mehr. Ein kleinlicher Krämergeist regierte die gesamte Menschheit und bestimmte alle ihre Taten. Es war zum Ersticken. Eine wirklich große, große Explosion tat not. Und plötzlich war er in Rom und schlenderte durch die Via Pandolfi, in der er gewohnt hatte. Da begegnete ihm ein mageres Mönchlein, das ihn mit seltsam tiefen, stillen Augen ansah. „Kommst Du mit mir?“ frug er, und Christian antwortete: „Warum nicht?“ Und sie gingen durch schmale Gassen, in denen es erstickend heiß war, und schlecht roch, und kamen durch einen großen Garten an ein kleines Türlein, stiegen über schmale Treppen empor, leise, leise. Behutsam öffnete das Mönchlein eine Türe und in einem engen Zimmer mit rotem Steinboden und nackten Wänden sah ein Greis, ganz in Weiß gekleidet, am Fenster, den Finger in einem auf die Schöße gesunkenem Büchlein, dessen Deckel die milden reichen Farben eines venezianischen Sommerabends, an dem Himmel und Erde Hochzeit feiern, in einem Ornamente trug. „Herr Papst,“ sagte das Mönchlein, und der Greis hob leise seine Stirne, ohne sich umzusehen. „Herr Papst, wie ist es nun? — Ist jetzt die Zeit nicht gekommen?“ Da wandte der alte Mann sein Gesicht dem Mönchlein zu. Und ein Schmerz lag über diesen Zügen, eine Traurigkeit und Hilflosigkeit, darüber man weinen mußte. „Kann ich denn, Francesco?“ frug er mit einer müden, gebrochenen Stimme. Und das Mönchlein verneigte sie tief und sagte: „Ich wußte es ja, Ihr könnt nur noch sterben, Herr Papst. Gott ist nicht dort, wo Ihr ihn suchtet, ich habe es immer gesagt!“ (Fortsetzung folgt.)

E Wintertag im Oberland.

D'r Tag luegt über d'Bärgen-i.
Was güggelisch so lang?
Tue nit so schütlich doch! Chum du gschwing!
's wird eim ja angücht und bang.

D'r Tag dänkt aber so für sich:
's git dir ne Schtrich d'rdür!
Ar fummet ume-n-und zieht — ach —
Die grosse-n-Umhäng für.

Im Augenblick isch d's Wätter da;
's schtrubusset und git Schnee,
I glaube gäng, i ha bis jetz
Mir läbbrig nit so gseh.

D'r Luft peuffcht d'Flocke-n-über d's Land;
Sie tanze hin und här;
Sie zwirble-n-uf und wieder ab,
Wie wenn das gäng so wär.

Reis Vögeli flügt meh dür d'Luft;
Schtilf ich es duss und tot;
E Ehräje bloss suecht uf d'r Schtrass
Es magers Morgebrot.

Da het d'r Luft d'r Atem a;
V'rchnuppe muess er chili!
Uf einisch isch au d'Sunne da,
Sie chönnt nit schöner si.

Und d's Birebäumli näbem hus,
Wie sehtet es icktattlich da!
„Jä gäll, wie ha-n-i jetze doch
Es prächtig's Gwändli a?“

Doch wieder chunt d'r Tag und zieht
Die grosse-n-Umhäng für;
D'r Luft pfißt wieder mir um d's hus
Und wäit m'r Schnee vor d'Tür.

Und wieder isch nes Wetter da;
's schtrubusset und git Schnee,
I glaube gäng, i ha bis jetz
Mir läbbrig nit so gseh.